

Wie reformiert ist die Schweiz heute noch?

Schweizer sind fleissig, nüchtern, bescheiden – und damit legitime Erben Zwinglis und Calvins. Oder sind das nur Klischees?

SIMON HEHLI

500 Jahre ist es her, dass Ulrich Zwingli in Zürich die Umwälzung der Kirche ansties. Hohe Wellen warf das Reformationsjubiläum, das sich über drei Jahre hinzog und in einer Woche zu Ende geht, zwar nicht. Die Schweizer Protestanten finden derzeit wenig Gehör in der Öffentlichkeit. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass die Reformation das Land nachhaltig geprägt hat. In Politik, Wirtschaft und Gesellschaft lassen sich Spuren des Wirkens von Zwingli, Calvin und ihren Mitstreitern erkennen – bis heute.

Allerdings ist oftmals umstritten, wie direkt die Linie von der Reformation zu heutigen Phänomenen ist. «Es wäre ein grundlegender Fehler, die Eidgenossenschaft als reformiert darzustellen, sie war es nie», sagt der Historiker Thomas Maissen und hat damit natürlich recht: Neben zahlreichen nichtreligiösen Strömungen übte der Katholizismus grossen Einfluss aus, in geringerem Ausmass auch das Judentum und in jüngerer Vergangenheit der Islam.

Die Statistik ist klar

Und doch sagt auch der SVP-Doyen und Pfarrersohn Christoph Blocher mit einigem Recht: «Der schweizerische Bundesstaat, die demokratische Staatsform, die freie liberale Wirtschaft, das schweizerische Subsidiaritätsprinzip – all das wäre ohne die Reformation kaum möglich geworden. Und diese Errungenschaften dauern an.»

Die Frage, wie reformiert die Schweiz heute noch sei, lässt sich zunächst mit nackten Zahlen beantworten: Laut der neuesten Religionsstatistik gehören knapp 24 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer den reformierten Landeskirchen an. Sie sind damit nur noch die drittgrösste Gruppe hinter den Katholiken (36 Prozent) und der rasant wachsenden Fraktion der Konfessionslosen (26 Prozent). Allerdings sind auch die evangelischen Freikirchen (2 Prozent) Erben der Reformation.

Nur noch in einem Kanton sind die Reformierten eine Mehrheit, wenn auch knapp: in Bern. Ganz anders präsentiert sich die Situation in den drei historischen Epizentren der Schweizer Reformation. Sowohl in Zürich als auch in Genf und in Basel haben die Katholiken die Protestanten schon lange überholt.

Heutige Statistiken sagen jedoch nichts über die Mentalitätsgeschichte aus. Der Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann ist überzeugt, dass der Protestantismus die Schweiz «extrem» geprägt habe – insbesondere in ökonomischer Hinsicht. Der deutsche Soziologe Max Weber hat einst die Verbindung hergestellt zwischen Prosperität und protestantischer Ethik. Und tatsächlich legten im 19. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts praktisch ausschliesslich reformierte Unternehmer das Fundament für den heutigen Reichtum der Schweiz. Die Protestanten schielten weniger aufs Seelenheil im Jenseits und werteten dadurch die Tätigkeiten im Diesseits auf. «Die Idee, dass man Gewinn reinvestieren soll, war sehr wirkmächtig», sagt Straumann.

Unbestrittene Arbeitsethik

Die Religionswissenschaftlerin Dorothea Lüddeckens hat beobachtet, dass sich solche kulturellen Prägungen auch in Bereichen zeigen, die mit Religion vordergründig nichts zu tun haben. «Wenn Menschen im katholischen Oberbayern psychisch krank werden, dann leiden sie vor allem darunter, dass sie nicht mehr feiern können. In der Region Zürich ist

für Betroffene das Schlimmste, dass sie nicht mehr arbeiten können.»

Das Bundesamt für Statistik hat keine Daten, die eine Antwort auf die Frage liefern könnten, ob Protestanten bei Einkommen und Vermögen immer noch vor den Katholiken liegen. Doch allzu gross dürften die Unterschiede nicht mehr sein. In der Nachkriegszeit haben die Katholiken wirtschaftlich stark aufgeholt. Der Historiker Peter Hersche vertrat deshalb in «NZZ Geschichte» die These, die katholische Nacherziehung sei so erfolgreich gewesen, dass die Katholiken von heute die neuen Reformierten seien. Diese Entwicklung erfolgt indes vor dem Hintergrund, dass die Religionszugehörigkeit für die Bestimmung der eigenen Identität ohnehin unwichtiger wird. Wer weiss heute noch, welche Konfession der Bürokollege hat?

Neben dem Fleiss gilt auch die Bescheidenheit als typisch reformierte Tugend – und als eine generell schweizerische. Der Wirtschaftshistoriker Straumann zitiert wieder Max Weber, wenn er von der «innerweltlichen Askese» spricht: Der reformierten Unternehmerschicht war Verschwendung lange ein Greuel. Alle Mittel, die man nicht fürs tägliche Leben brauchte, seien nützlich verwendet worden – reinvestiert eben. Für Gottfried Locher, Präsident der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS), lässt sich dieser Geist auch heute noch bei den vermögenden Angehörigen des Basler «Daig» feststellen. Man zeigt nicht, was man hat. Understatement pur.

Ähnliches offenbart sich laut der Religionswissenschaftlerin Lüddeckens

«Ein Gemeinwesen braucht leere Plätze und Räume.»

Christoph Sigrist
Zürcher Grossmünsterpfarrer

an Zürcher Adventsgottesdiensten: «Es sind kaum Pelzkrägen zu sehen, niemand stellt seinen Reichtum zur Schau.» Doch es gibt auch gegenläufige Tendenzen. So erfreut sich das Wohlstandsevangelium bei Freikirchen grosser Beliebtheit. Wie ihre US-Vorbilder predigen evangelikale Pastoren, dass Reichtum der Lohn – und auch ein Beweis – für ein gottgefälliges Leben sei.

Schlichte Ästhetik allenthalben

Die Unterschiede zwischen den konfessionellen Milieus sind heute zwar, auch was das Verhältnis zum Luxus betrifft, grösstenteils verschwunden. Laut Straumann führte die Internationalisierung der Geschäftswelt zu einem Wertewandel: War es einst nicht gern gesehen, wenn der Patron eines Unternehmens protzte, sind exorbitant hohe Saläre und ein entsprechender Lebensstil für heutige Manager selbstverständlich. Doch es gibt noch Spuren der kulturellen Differenz. So beobachtet der Historiker und grüne Alt-Nationalrat Jo Lang, dass es bei Hochzeiten mit mehrheitlich katholischen Beteiligten höher zu und her gehe. Askese bedeutet eben oft auch Angst vor überschäumenden Leidenschaften und Kontrollverlust. Allerdings war auch Zwingli nicht so lustfeindlich, wie er gerne dargestellt wird.

Eng verknüpft mit der Frage der Bescheidenheit ist jene der reformierten Ästhetik. «Die lutherische Zurückhaltung und die reformierte Abneigung gegenüber Bildern war sicher bis ins 19. Jahrhundert eine Quelle für unterschiedliche Gewichtungen des Bildes als Zugang zur Heilswahrheit», sagt der Historiker Maissen. Er glaube jedoch nicht, dass das noch eine Rolle spiele. Offensichtlich ist hingegen, dass die Reformation das Bild der grossen Schweizer Städte nach wie vor prägt – alleine schon durch das Fehlen von mittelalterlichen Klostergebäuden und prunkvollen barocken Kirchen in Zürich, Bern oder Basel.

Der EKS-Präsident Locher vermutet, die reformierte Vorliebe für Schlichtheit schlage sich nicht nur in den Kirchenräumen nieder, sondern auch generell in der Architektur: «Wenn ich nach Zürich komme, fällt mir immer die Reduziertheit auch der modernen Gebäude auf, sie sind meist kubisch und wenig verspielt.» Für den Zürcher Grossmünsterpfarrer und Reformationsbotschafter Christoph Sigrist wirkt sich die reformierte Ästhetik bis heute auf den Umgang mit dem öffentlichen städtischen Raum aus. «Ein Gemeinwesen braucht leere Plätze und Räume. Das zeigt sich in den heftigen Debatten um die Bestellung des Sechseläutenplatzes oder um die Weihnachtsmärkte bei den Stadtkirchen.»

Eigenverantwortung schützt

«Könnte ich eine Arche auf den Fluss der Zeit setzen, von der Reformation zur Gegenwart, so würde ich vermutlich vor allem dieses reinsetzen wollen: den Widerspruchgeist», schreibt die Historikerin Caroline Arni. Verwandt mit diesem Widerspruchgeist ist die typisch protestantische Betonung des Individuums und von dessen Eigenverantwortung. Für den höchsten Schweizer Protestanten, Locher, liegt hier ein Schlüssel zum Verständnis der modernen Schweiz. «Wir setzen auf die Freiheit des Einzelnen sowie eine liberale Wirtschaftsordnung und wollen möglichst wenig staatliche Regelungen.» Die Bürgerinnen und Bürger seien den verantwortungsvollen Gebrauch der Freiheit gewohnt, entsprechend gebe es wenig Korruption in der Schweiz.

Doch Locher sieht auch Schattenseiten. «Ein individualisierter Freiheitsbegriff trägt immer die Gefahr eines übersteigerten Individualismus in sich, eine Ablehnung des Gemeinschaftlichen.» Eigenverantwortung heisse eben auch, Verantwortung für die weniger Glücklichen zu übernehmen: «Der Protestantismus steht nicht für ein «survival of the fittest».» Dem stimmt die Ethikerin Ruth Baumann-Hölzle zu. «Den Aufruf zur Unterstützung der Schwachen, den das Evangelium enthält, hat die Reformation mitgetragen. Erst die einseitige Fokussierung auf das individuelle Abwehrrecht und die Ausblendung des Gemeinschaftlichen nach der Aufklärung haben das Solidaritätsprinzip geschwächt.»

Der linke Historiker Lang betont, Protestanten seien offener für die staatliche Sozialhilfe als Katholiken und gleichzeitig sei die privat organisierte Hilfe stärker. Der Grossmünsterpfarrer Sigrist vertritt entsprechend die These, dass die Reformation das Fundament für den modernen Sozialstaat gelegt habe – etwa durch die erste Almosenordnung der alten Eidgenossenschaft im Jahr 1525. Dank dieser Reform flossen üppige Kirchenvermögen, etwa aus aufgehobenen Klöstern, zu den staatlichen Obrigkeiten. Diese mussten dafür Massnahmen gegen Hunger und Armut ergreifen – und haben ihre soziale Aufgabe bis heute behalten.



Eine der fünfzehn Statuen, die anlässlich des 500-Jahr-Jubiläums Zürcher Strassen

Die Reformatoren hatten eine Abneigung gegen allzu starre Hierarchien und Zentralismus. Der deutsche Calvinist Johannes Althusius, der im 17. Jahrhundert wirkte, gilt als einer der Vordenker der Idee, dass Probleme auf der tiefstmöglichen Stufe zu lösen seien. Insofern erscheint es logisch, dass in der Schweiz omnipräsente Prinzip der Subsidiarität ebenso wie den Föderalismus als protestantisches Erbe zu betrachten, wie dies Christoph Blocher tut. Doch historisch untermauert lässt sich dies kaum – im Gegenteil.

In der Innerschweiz gab es bereits vor Luther und Zwingli eine grosse Autonomie gegenüber Rom: Die Gemeinden konnten ihre Pfarrer weitgehend selber wählen. Dies war – neben dem lukrativen Söldnerwesen, das Zwingli verdammt – einer der Hauptgründe für das Festhalten am alten Glauben. Ein Fehlschluss wäre es auch, vom zentralistischen Aufbau der

katholischen Kirche darauf zu schliessen, dass die Schweizer Katholiken eine ähnliche Struktur im Staat anstrebten. Vielmehr waren sie stets glühende Verfechter eines möglichst föderalistischen Gemeinwesens. So konnten sie verhindern, dass sie allzu viel Macht an die wirtschaftlich potenten reformierten Zentren abtreten mussten. Vieles, was den Bundesstaat von 1848 ausmacht, ist also eine Errungenschaft katholischer Exponenten, nicht der Reformierten.

Leicht geht vergessen, dass die reformierte Kirche trotz ihrem Schrumpfen eine Akteurin bleibt, die Einfluss auf die Politik nimmt – etwa mit ihrem Widerstand gegen liberalisierte Öffnungszeiten oder mit ihrem (mehrheitlichen) Eintreten für eine Öffnung der Ehe für Homosexuelle. Der Religionssoziologe Jörg Stolz weist darauf hin, dass die Schweizer Reformierten heute zu den liberalsten, aufgeklärtesten Kirchen